

die Textgestaltung (S. 101–103), bei der er sich mit Recht über die alte Forderung Oswald Redlichs hinwegsetzt, die Reihenfolge von Traditionen in einem Codex aufzuheben und stattdessen chronologisch geordnet zu edieren – das auf diese Weise entstehende Fehlerisiko (bei nicht datierbaren Schenkungen) wäre in der Tat zu hoch. Die Edition selbst (S. 107ff.) bietet nacheinander jeweils einen vollständigen Abdruck der beiden erhaltenen Überlieferungen des Schenkungsbuches (St. Paul in Kärnten, Stiftsarchiv, 15/1, und Stuttgart, Württembergische Landesbibliothek, Cod. hist. 4° Nr. 147; eine weitere Überlieferung aus Wiblingen ist heute verschollen). Das macht Sinn, da es sich hier um zwei nur 50 Jahre auseinanderliegende Originale handelt und sich die Rekonstruktion eines Archetyps daher von selbst verbietet. Der naheliegende Gedanke eines Parallel-Druckes wurde von Molitor verworfen, weil eine derartige Präsentation dem Charakter der jeweiligen Handschrift nicht gerecht würde. Um den Leser dennoch rasch auf Gemeinsamkeiten und Unterschiede aufmerksam zu machen, wurden im Abdruck der Stuttgarter Handschrift jene Passagen, die aus der älteren in St. Paul aufbewahrten Fassung übernommen wurden, in einer anderen Type gesetzt. Weitere, über die St. Pauler Handschrift hinausreichende spätere Einträge in der Stuttgarter Handschrift wurden in einem Anhang (S. 234–242) gesondert ediert.

Man darf Molitors Arbeit als gelungen bezeichnen. Sie hebt den Stellenwert des Schenkungsbuches deutlich über die regionalgeschichtliche Ebene hinaus, selbst reichsgeschichtliche Aspekte sind zu verzeichnen, und für weitergehende rechts- und alltagsgeschichtliche Forschungen kann ab jetzt das Reichenbacher Schenkungsbuch auf der Grundlage einer tragfähigen Edition hinzugezogen werden. Diese ist sinnvoll angelegt, der Apparat angenehm ausführlich. Bei den Appendices hätte man zur besseren Orientierung erklärende Überschriften hinzufügen können, doch mindert dies nicht den Wert des Werkes. Ein nach Personen, Orten und Sachen untergliedertes Register und eine Karte über den Besitz des Klosters schließen die Arbeit ab. *Detlev Zimpel*

MATHIAS KÖHLER: Die Bau- und Kunstgeschichte des ehemaligen Zisterzienserklosters Bebenhausen bei Tübingen. Der Klausurbereich (Veröffentlichungen der Kommission für geschichtliche Landeskunde in Baden-Württemberg, Reihe B, Bd. 124). Stuttgart: W. Kohlhammer 1995. XV, 411 S., 126 s/w-Abb., 1 Karte. DM 64,-.

Vorliegende Arbeit, eine Freiburger Dissertation von 1989, behandelt den Klausurbereich des ehemaligen Zisterzienserklosters Bebenhausen, also die Gebäude am Kreuzgang unter Einschluß der Kirche. Sie versucht beides zu sein, Baumonographie und kunstgeschichtliche Abhandlung, was ihr, vorweg gesagt, auch gelungen ist. Respekt heischend ist die minutiöse Aufnahme und akribische Beschreibung aller Bauteile der Kirche, der drei Klausurflügel und des Kreuzgangs. Der Autor läßt dabei kein Detail außer acht, sammelt alle Steinmetzzeichen ebenso wie jeden quellenmäßigen Beleg und archäologischen Befund, von denen es durch Grabungen in jüngerer Zeit mehrere gibt. Da Köhler zudem alle Kapitel in gleicher Weise aufbaut, über die topographische Betrachtung und das Raumprogramm, die Darlegung der Quellen und die ausführliche Beschreibung zur baugeschichtlichen und kunsthistorischen Einschätzung kommt, bleibt die Arbeit für den Leser übersichtlich und jederzeit nachvollziehbar.

Bebenhausen ist keine der üblichen Gründungen der Zisterzienser, da sie nicht an einem unberührten oder abgelegenen Ort stattfand. Der Orden übernahm zwischen 1188 und 1191 eine baulich weitgehend unfertige Niederlassung der Praemonstratenser, die Pfalzgraf Rudolf von Tübingen gestiftet hatte. Zuvor lag hier, wie jüngste archäologische Untersuchungen zeigen, ein (vermutlich) burgartiger Ansitz. Kirche und Ostflügel der Klausur wurden wohl zugleich begonnen. Die ursprünglich flachgedeckte, heute auf drei Langhausjoche gekürzte Klosterkirche wurde in zwei unmittelbar aufeinanderfolgenden Bauabschnitten errichtet und 1228 vollendet. In den älteren Teilen, die im wesentlichen Chor- und Querhaus umfassen, vermutet der Verfasser noch einen Planungs- und Baubeginn unter den Praemonstratensern. Indiz sind ihm die eingerückten und ausgesprochen engen Kapellen am Nordquerhaus, die er mit hirsauischen Gepflogenheiten in Verbindung bringt. Allerdings leuchtet nicht ein, warum die Praemonstratenser, die keine eigene Bautradition ausgebildet haben, solche nischenartigen Altarstandplätze nach »Hirsauer Art« hätten bauen sollen und weshalb die Zisterzienser, wenn ihnen diese Kapellen zu klein gewesen wären, sie nicht leicht hätten ändern können. Nun kommen aber kleine Querhauskapellen in der Zi-

sterzienserarchitektur durchaus vor (Bronnbach), in der Filiation von Eberbach, zu der Bebenhausen gehört, auch in der merkwürdigen Form von mauerstarken Apsidiolen (Schönau, Otterberg). Der Typus weicht also nicht so weit von zisterziensischen Baugewohnheiten ab, daß man ihn als dem Schema von St. Peter und Paul in Hirsau folgend bezeichnen dürfte (S. 128). Mit Hirsau hat der Grundriß von Bebenhausen nichts zu tun. Wenn schon ein typologischer Bezug zur Hirsauer Architektur geltend gemacht werden soll, so der, der mit Bebenhausen übereinstimmenden Kapellensituation an der ergrabenen Benediktinerklosterkirche St. Georgen im Südschwarzwald, die Köhler unter anderen erwähnt. Vielleicht stammen auch die in Bebenhausen schon immer beobachteten »hirsauischen« Detailformen von hier. Nur müßte man dann über ein bewußtes Anknüpfen (Zitat) nachdenken, wirken Typ und Stil der Ostteile von Bebenhausen für die Zeit um 1190 doch schon recht altertümlich. Eine »retardierende« Tendenz wird auch am weiteren Bauverlauf erkennbar, oder wie der Autor einräumt, das Formenrepertoire wird zunehmend konservativer. Während man bei den zeitgleichen Zisterzienserbauvorhaben das Langhaus meist im gebundenen System wölbt, wird in Bebenhausen noch eine flachgedeckte Pfeilerbasilika errichtet, die ihre Parallele in dem älteren Bau der Zisterzienser in Maulbronn hat, allerdings ohne deren Detailbezüge zu Hirsau. Die spärlichen Schmuckformen in Bebenhausen greifen auf Vorbilder aus dem oberrheinisch-elsässischen Gebiet zurück.

Das größte Interesse am Ostflügel, dessen Innenausbau nach den Untersuchungen des Verfassers später als seine Errichtung liegt, beansprucht der in der Kunstgeschichte berühmte Kapitelsaal. Wie der Ostflügel in Raum- und Einzelform überhaupt, zeigt er ein ordnungsspezifisches Gepräge. Basen, Konsolen, Rippen und Kapitelle lassen sich aus österreichischen und nordfranzösischen Schwesterbauten ableiten und stehen auf der »Höhe« der Zeit. Der Datierungsvorschlag für den Kapitelsaal geht auf 1225. Allerdings wüßte man gerne, wie es zur Verbindung der doch so weit auseinanderliegenden Quellen in Bebenhausen gekommen ist. Am Südflügel bestimmt das unter Abt Konrad von Lustnau (1320–1353) entstandene, 1335 fertiggestellte Sommerrefektorium die Aufmerksamkeit. Es gibt dem Autor Anlaß zu einer ausführlichen Darstellung der »oberrheinisch-schwäbischen Architektur« des 13. und 14. Jahrhunderts, was sich fast zu einem Buch im Buch auswächst. Er schlägt den Bogen von den oberrheinischen Bettelordenskirchen des späten 13. Jahrhunderts über die Straßburger Westfassade, Salem, Konstanz, Reutlingen bis nach Freiburg, Oppenheim und Schwäbisch Gmünd. Dabei hat das feine Geflecht, das der Autor unter diesen Bauten spinnt, nicht immer unmittelbar mit dem Bebenhausener Speisesaal zu tun. Es dient ihm, um das Sommerrefektorium als »entwicklungsgeschichtlichen Meilenstein« (S. 288) zwischen der Entstehung des Freiburger Turmoktogons und dem Langhaus von Schwäbisch Gmünd herauszustellen. Dies gelingt auch im großen und ganzen, wobei vor allem die Hervorhebung des Straßburger Einflusses über Reutlingen und Oppenheim im Gegensatz zur geringen Rolle der neu datierten Zisterzienserkirche in Salem (1297–1311) überzeugt. Nicht nachvollziehen will man hingegen einen direkten Einfluß der Architektur der Bettelorden auf den Sommersaal (wird auf S. 287 zu Recht eingeschränkt und auf S. 289 auf annehmbare Weise präzisiert). Auch der Gedanke einer möglichen Rückwirkung des Refektoriums auf das Langhaus der Colmarer Dominikanerkirche, das sicher vor 1325 begonnen worden ist, befremdet (S. 251), ebenso die Vorstellung, der zweischiffige Klosterraum hätte möglicherweise die Idee für die dreischiffige Langhaushalle in Schwäbisch Gmünd geliefert (S. 284). Dieser Gedanke ist ein Paradebeispiel für die Übertragung der dem Refektorium vom Autor zugewiesenen entwicklungsgeschichtlichen Stellung auf die historische Realität. Gmünd bezieht sich auf die Hallenseitenschiffe des Augsburger Doms (1343 fertiggestellt), dessen Kapitel die Gmünder Pfarrkirche unterstand (K. J. Philipp). Konversentrakt (= Westflügel) und Kreuzgang führen in spätgotische Zeit, wobei das Bauegefüge des einheitlichen Westtrakts schon unter Abt Friedrich (1281–1305) entstanden ist. Interessant ist der Nachweis von Profanbaustrukturen als Vorbild für die Architektur der Laienmönche, wohingegen der üppige Kreuzgang schon ganz unter dem Eindruck der Baumeister der württembergischen Landesherren steht.

So liefert die Dissertation über das ehemalige Zisterzienserkloster Bebenhausen zugleich ein umfassendes Bild der Architektur der südwestdeutschen Region vom Ausgang des 12. Jahrhunderts bis zur Reformation. Eindrucksvoll die Akribie der monographischen Teile wie auch die breite Kenntnis des Vergleichsmaterials in den kunsthistorischen Abschnitten. Wenn hier auch die Herleitungen nicht immer überzeugen können, weil der Autor oft zu wenig gewichtet und sich

seiner Sammelleidenschaft hingibt, was der Aufklärung der Sache nicht immer dient, so ist doch ein über die bislang vorliegenden Arbeiten zu Bebenhausen weit hinausreichendes Werk entstanden, das auch manchen weiterführenden Hinweis zur mittelalterlichen Architektur in Schwaben enthält.

Wolfgang Schenkluhn

CHRISTIANE RAABE: Das Zisterzienserkloster Mariental bei Helmstedt von der Gründung 1138 bis 1337. Die Besitz- und Wirtschaftsgeschichte unter Einbeziehung der politischen und ordensgeschichtlichen Stellung (Berliner Historische Studien, Bd. 20; Ordensstudien, Bd. 9). Berlin: Duncker & Humblot 1995. IX, 477 S., 7 Karten. Kart. DM 138,-.

Die Berliner Dissertation widmet sich der Geschichte der 1138 als Tochterkloster Altenbergs bei Köln gegründeten Zisterzienserabtei Mariental, die aus bescheidenen Anfängen im Lappwald zu einem der bedeutendsten Grundbesitzer Ostsachsens im 13. Jahrhundert aufstieg. Den Endpunkt der Untersuchung markiert der Verkauf des Marientaler Stadthofes in Braunschweig an die Zisterzienser aus Riddagshausen im Jahr 1337, der als erstes großes vom Generalkapitel in Cîteaux gebilligtes Verkaufsgeschäft in die Geschichte des Zisterzienserordens einging und den wirtschaftlichen Niedergang der Abtei einleitete. In der Frühzeit wurde Mariental besonders durch seinen Stifter Pfalzgraf Friedrich II. von Sommerschenburg, der sich 1162 auch dort begraben ließ, gefördert und trug bis zum Aussterben von dessen Familie 1179 Züge eines Hausklosters. Die Neuordnung der Verhältnisse in Ostsachsen nach dem Sturz Heinrichs des Löwen wirkte sich für Mariental in territorialpolitischer Hinsicht positiv aus. Seit den 20er Jahren des 13. Jahrhunderts treten die welfischen Herzöge als Schirmer der Abtei auf. Noch um die Jahrhundertwende hatte sich die Abtei allerdings auf die Seite des staufferfreundlichen Halberstädter Bischofs Konrad von Krosigk (1181–1193) gestellt. Die Politik des Halberstädter Bischofs Albrecht von Anhalt (1304–1324), der versuchte, das finanzkräftige Kloster in seine Abhängigkeit zu bringen, wurde 100 Jahre später zu einer ständigen Bedrohung und war neben den zu Beginn des 14. Jahrhunderts zunehmenden Fehden mitverantwortlich für den Niedergang der Abtei.

Im Hinblick auf die Stellung Marientals, von dem nur die Tochtergründung Hude (1232) ausgeht, innerhalb des Ordens konstatiert Raabe im 13. Jahrhundert einen Rückgang der Beziehungen zur Mutterabtei Altenberg zugunsten einer engeren Zusammenarbeit mit den benachbarten Ordenshäusern, die mehr und mehr Aufgaben des Vaterabtes in Mariental wahrnahmen. Ihr Schluß, daß die Kraft des internationalen, durch das überregionale Filiationssystem gewährleisteten Ordensverbandes nachließ und einem Prozeß der Regionalisierung Platz machte, läßt sich auch bei Zisterzienserabteien in Südwestdeutschland etwa am Beispiel des Paternitätsverhältnisses von Maulbronn zu seinen Töchtern Bronnbach und Schöntal im 13. Jahrhundert nachweisen. Im eigentlichen Zentrum der Untersuchung steht, wie auch ihr Untertitel deutlich macht, die Darstellung von Besitz- und Wirtschaftsgeschichte der Zisterze im Lappwald, die auf der Grundlage von ca. 700 Marientaler Urkunden aus den ersten 200 Jahren seines Bestehens und einer sehr frühen Marientaler Waldnutzungsordnung aus dem ausgehenden 13. Jahrhundert sowie mit Hilfe der Flurkartenanalyse der genetischen Siedlungsforschung erarbeitet wurde. Nachdem die Besitztümer im einzelnen aufgeführt und detailliert beschrieben werden, setzt Raabe sie zu aktuellen wirtschaftsgeschichtlichen Fragestellungen der Zisterziensenforschung in Beziehung wie etwa derjenigen nach der Bedeutung des den Ordensstatuten widersprechenden Besitzes an Zehnten, Patronaten, Kirchen und Kapellen. Im Hinblick auf die Grangienwirtschaft ermittelt sie für Mariental eine Zunahme von Grangien im 13. Jahrhundert (11 Gründungen gegenüber 6 im 12. Jahrhundert), während sonst allgemein von einem Rückgang dieser Bewirtschaftungsform in jener Zeit ausgegangen wird. Außerdem weist sie überzeugend nach, daß etliche Grangien auf grundherrschaftlichen Betriebseinheiten wie z. B. abgegangenen Herrenhöfen aufbauten. Neben den für Mariental spezifischen Ergebnissen leistet die durch Statistiken und Karten veranschaulichte Arbeit darüberhinaus einen gelungenen Beitrag zur sowohl in wirtschaftsgeschichtlicher wie in ordenspolitischer Hinsicht aktuellen Diskussion über das Verhältnis der von der *Charta caritatis* vorgegebenen idealen Sonderwelt der Zisterzienser und der in mancher Hinsicht interessanteren Wirklichkeit dieser Existenzform im Mittelalter.

Maria Magdalena Rückert